

«Christ ist man auch im Netz»

CYBERSPACE Immer mehr leben wir in virtuellen Welten. Der katholische Autor Stefan Meetschen sagt, wie man sich als Christ verhalten kann. Und wo die Gefahren lauern.

ARNO RENGGLI
arno.renggli@luzernerzeitung.ch

Stefan Meetschen, es scheint, dass Virtualität eine Art neue Religion ist. Und es gibt ja Ähnlichkeiten zur Spiritualität: Man bewegt sich fast unabhängig von Körperlichkeit, Zeit und Raum. Es gibt bereits Vorstellungen, dass wir dereinst in der Virtualität ewig leben könnten: als Geist, der vom sterblichen Körper losgelöst ist.
Meetschen: Ja, es gibt diese Parallelen. Die virtuelle Welt erscheint unbegrenzt. Die Verehrung etwa für Steve Jobs nahm fast religiöse Züge an. Und was passiert mit meinem Facebook-Account, wenn ich sterbe? Lebe ich auf diese Weise weiter? Es werden bereits heute virtuelle Gräber angeboten, die gepflegt werden können. Kommt hinzu, dass man in der Virtualität eine Art Allmacht spürt, weil man vermeintlich alles unter Kontrolle hat.

Eine gefährliche Illusion?
Meetschen: Ja. Spirituelle Tiefe steckt nicht im Internet, sondern primär in uns selber. In der Virtualität wird sehr vieles Fremdbestimmtes vorgesetzt. Man buhlt um unsere Aufmerksamkeit, man wird bombardiert mit Inhalten, hinter denen kommerzielle Interessen stecken. Bei einer solchen Überflutung wird die Selbsterfahrung, der Blick ins eigene Innere schwierig. Und wir verlieren den Bezug zum realen Leben, dessen Qualität auch in den Überraschungen und Zufällen liegt.

Der grosse Kommunikationsexperte Marshall McLuhan warnte schon in den 60er-Jahren davor, dass die neuen Kommunikationstechnologien uns auch behindern können.
Meetschen: Ich denke, er hat diese Gefahr richtig vorausgesehen. Wenn man schaut, welche Fähigkeiten es in anderen Kulturen gibt, scheinen wir einiges verloren zu haben. Vielleicht wurden beispielsweise telepathische Möglichkeiten durch die technischen Fortschritte amputiert.

Nun warnen Sie in Ihrem Buch auch vor einer Verteufelung des Internets.
Meetschen: Ja, denn das Internet bietet ja viele Chancen. Auch für die Kirchen, die sich auf neuen Kanälen mitteilen können. Für die Gläubigen, die sich austauschen können. Für Leute, die Infor-



Auch im Internet gilt es, als authentischer und rücksichtsvoller Mensch aufzutreten. Getty

mationen suchen über Glaubensrichtungen, was zum Beispiel auch die interreligiöse Kommunikation fördern kann. Auf der anderen Seite begünstigt das Internet den religiösen Patchwork, indem sich jeder seinen individuellen Glauben zusammensammeln kann. Das ist nicht prinzipiell falsch, hält aber vom gemeinschaftlichen Erleben ab. Und natürlich ist das Internet immer ein Spiegel der Gesellschaft. Und somit auch eine Plattform für extremistische Inhalte.

In Anlehnung an die Zehn Gebote formulieren Sie selber einen Dekalog für den Umgang mit der Virtualität. Was steht dabei im Zentrum?
Meetschen: Dass man Gott nicht damit ersetzt. Gott ist nicht Google. Und dass man auch das reale Leben mit seinen Überraschungen und echten Beziehungen nicht preisgibt. Man sollte einen gewissen

Abstand halten, den Computer immer wieder mal abschalten, sich Auszeiten von der Virtualität nehmen und digital



«Gott ist nicht Google.»

STEFAN MEETSCHEN, AUTOR

unerreichbar sein, damit man sich ausreichend in der physischen Welt bewegen kann. Zeiten der Stille sind notwendig.

Wie soll man sich in der digitalen Welt verhalten?

Meetschen: Wichtig ist, dass man auch im Netz als Mensch ehrlich und authentisch bleibt. Das hat unlängst auch der Papst meines Erachtens sehr klug gesagt, als er sich zur virtuellen Welt äusserte. Die Versuchung besteht ja, sich dort als etwas darzustellen, was man nicht ist. Avatare etwa sind eine Art Masken, die aber nicht nur bei rituellen Gelegenheiten wie der Fasnacht eingesetzt werden, sondern womöglich ständig. Die Möglichkeit, sich zu verstecken, kann enthemmend wirken. Im Grunde gilt es wie im realen Leben, den anderen rücksichtsvoll und mit Diskretion zu begegnen. Auch wenn Privatsphäre im Zeitalter der totalen Transparenz vielleicht als antiquiert gilt.

Also gelten im Netz ähnliche Benimmregeln wie in der Realität. Wo sehen Sie spezifisch christliche Postulate?

Meetschen: Zur Authentizität gehört grundsätzlich, dass man sich auch im Internet gemäss seinen christlichen Überzeugungen verhält. Christ ist man auch im Netz. Da steht etwa die Nächstenliebe im Zentrum, die natürlich in einer virtuellen Situation schwieriger wird, weil die anderen weniger nah und real erscheinen.

Und darüber hinaus?

Meetschen: Man sollte immer wieder prüfen, welche Inhalte der eigenen Seele nicht gut tun. Generell gilt es im riesigen Labyrinth von spirituellen Sinngebern wachsam zu sein. Spezifisch christlich ist aber sicher auch die Überzeugung, dass dem physischen Leben genug Bedeutung eingeräumt werden soll. Gerade Jesus war in dieser Hinsicht ein grosses Vorbild, weil er dem realen und diesseitigen Leben sehr zugetan war. Wir sollten zusehens die Sakramente des Alltags pflegen. Eine Verabredung zu einem Glas Wein ist immer noch etwas anderes als ein Chat.

Im Internet ist ja fast alles erlaubt. Sollte man im Internet, auch aus christlicher Sicht, mehr verbieten?

Meetschen: Ich glaube, dass Regeln und Grenzen nur schwer verwirklichtbar sind und zudem noch den Reiz des Verbotenen fördern würden. Ich setze eher auf die Vernunft von Argumenten. Und vor allem auf die Selbsterfahrung. Wir sind Menschen, wir haben einen freien Willen, und dies auch im Internet. Wir sollten die Wahl haben, auch mal falsche Entscheidungen zu treffen. Und dann daraus zu lernen und daran zu wachsen.

HINWEIS

► Stefan Meetschen, 1969 geboren in Duisburg, ist Katholik, Kulturwissenschaftler und Autor. Stefan Meetschen: Digitale Spiritualität. Fe Verlag, 186 Seiten, Fr. 14.10. ◀

Geheimnisse

Sie waren harmlos, die Geheimnisse unserer Kindheit. Das Versteck im Wald, die Geheimsprache: Sie machten uns zu besonderen, eigenständigen Menschen. Ohne mitw-



Ruth Brechbühl über Befreiung und Abschottung

sende Gspändli hätte es keinen Spass gemacht, nur ein geteiltes Geheimnis ist cool. Und wehe dem, das es ausplauderte! Es kam nicht ungeschoren davon, schliesslich waren wir auf dem Weg, die Privat-

MEIN THEMA

sphäre zu entdecken, und wen ging es schon etwas an, wenn mir als 13-Jähriger Plüschtiere die Einsamkeit im Bett tröstend vertrieben? Niemanden. Definitiv keine Geschichte für Facebook!

Als Erwachsene haben wir Geheimnisse, die uns Peinlichkeiten ersparen: Kleine Gebrechen wie Kurzsichtigkeit oder Hörschwächen lassen uns älter erscheinen, als wir es gerne wären. Wir verzichten auf Brille und Hörgerät auf Kosten gelingender Kommunikation. Weshalb aber darf niemand wissen, dass ich im Spital bin? Der Datenschutz verlangt, dass ich den Besuch meiner Gemeindepfarrerin explizit verlangen muss, damit sie kommen darf. Und weshalb ist eine ärztliche Diagnose verschweigenwert? Wenn ich weiss, dass die Nachbarin demenzkrank ist oder Krebs hat, kann ich ihre Aktionen einordnen und die Kommunikation krankbildgerecht anpassen. Was soll da ein Geheimnis? Es belastet ja nur – alle!

Auf dem Bankkonto liegen ... Geheimnis! Ich verstehe nicht, weshalb niemand wissen darf, ob es geerbt oder verdient wurde: Auf dem Konto liegt, was darauf liegt. Ein Geheimnis soll den Menschen schützen in seiner Privatsphäre, ihn aber nicht abschotten von menschlicher Kommunikation. Befreiung, nicht Einengung sind christliches Programm, das Leben fördert!

Ruth Brechbühl, Pfarrerin, Stansstad

NACHRICHTEN

Vatikan erlaubt Exhumierung

ROM sda. 30 Jahre nach dem Verschwinden der Tochter eines Vatikan-Mitarbeiters kamen Gerichtsmediziner in der Krypta einer Basilika in Rom zusammen, um die Leiche des Mafioso Enrico De Pedis zu exhumieren. Dessen frühere Lebensgefährtin soll ausgesagt haben, er habe die damals 15-Jährige entführt. Der Vatikan erklärte im vergangenen Monat, er habe keine Einwände gegen eine Öffnung des Grabes.

Erstes Schweizer Bischofstreffen

FREIBURG sda. Zum ersten Mal sind in der Schweiz katholische und orthodoxe Bischöfe zusammengekommen. Viele der 150 000 orthodoxen Christen im Land sind Einwanderer aus Serbien oder deren Nachkommen. Katholische und orthodoxe Kirchen sind sich nicht einig im Verständnis des Petrusamt: Der Papst versteht sich als Nachfolger des Apostels Petrus, in der katholischen Lehre der erste Bischof von Rom.

«Der WM-Final 1974 war live fantastisch»

KARDINAL Kurt Koch amtiert an zweithöchster Stelle in der katholischen Kirche. Wir sprachen mit dem Schweizer Kardinal in Rom über Sport.

300 Meter ausserhalb des Vatikans statt. Auch in der breiten Via della Conciliazione, wo sich das Haus mit seinem Büro befindet, herrscht Betrieb. Aber wir sind verblüfft, wie einfach man ohne Kontrollen in den Büro-Vorraum eines direkten Untergeordneten des Papstes gelangen kann.

Kardinal Kurt Koch, Sie wandern gerne, stimmt das?
Kardinal Koch: Ja, das stimmt. Ich liebe es, in den Wäldern und Bergen zu wandern. Mein Vater war Fabrikarbeiter, und es war ihm an den Sonntagen immer wichtig, die Natur zu Fuss zu erkunden. Da war ich natürlich immer dabei. Aber hier in der grossen Stadt wirds natürlich etwas schwieriger mit dem Wandern.

Haben Sie einen Ersatz gefunden?
Kardinal Koch: Wenn es die Zeit zulässt, fahre ich sehr gerne ans Meer. Dort kann ich mich bei Spaziergängen am Wasser enorm gut erholen.

Was halten Sie von Leistungssport?
Kardinal Koch: Für mich persönlich ist das kein Thema. Klar, wir hatten in der Schule Turnen, und auch im Militär war ich körperlich regelmässig gefordert. Aber Leistungssport ist nichts für mich. Übrigens habe ich gelesen, dass auch Papst Benedikt der Sechzehnte nicht viel mit



«Wenn ich Zeit habe, schaue ich mir Sportereignisse gerne am Fernsehen an.»

KARDINAL KURT KOCH

Turnen in seiner Schulzeit anfangen konnte. Das kann ich gut nachfühlen. (lacht)

Bei seinem Vorgänger Papst Johannes Paul dem Zweiten war das offenbar anders.
Kardinal Koch: Allerdings. Johannes Paul der Zweite war ein grosser Sportler, und er hat das immer gelebt, auch in seiner

Zeit als Papst. Er ist oft unbemerkt dem Vatikan entflohen, um in den Bergen Skifahren zu gehen. Was dann im Alter geschehen ist, der Zerfall seines Körpers, dieses Zusammenbrechen, das war schon eine sehr schwierige Erfahrung.

Seit Sie im Sommer 2010 zum Kardinal ernannt wurden, leben Sie in Rom und damit in einem fussballverrückten Land.

Kardinal Koch: Ja, das ist gut spürbar. Aber Fussball ist nicht meine Lieblingssportart. Dieses «Einanderhinterherrennen» sagt mir nicht so viel. Ich mag Sportarten, bei denen das «Künstlerische» zum Tragen kommt. Leichtathletik zum Beispiel. Oder Ski-Abfahrten und Skispringen. Wenn ich Zeit habe, schaue ich mir solche Sportereignisse auch sehr gerne am Fernsehen an.

Können Sie sich vorstellen, ein Fussballspiel live zu besuchen?

Kardinal Koch: Das habe ich schon gemacht, am WM-Final von 1974 zwischen Deutschland und Holland in München. Der Final war live fantastisch (Deutschland siegte 2:1, die Red.). Das hat richtig Spass gemacht. Auch weil ich in Begleitung eines fussballverrückten Kardinals war – Julius Döpfner, Erzbischof von München. Viele Kardinäle mögen Sport.

Die Verbindung von Glaube und Fussball trifft man häufig an. Der italie-

nische Trainer Trapattoni zum Beispiel hat am Spielfeldrand auch mal Weihwasser mit dabei. Was halten Sie davon?

Kardinal Koch: Zuerst möchte ich sagen, dass der Glaube nicht etwas ist, was man nebenbei macht. Der Glaube ist kein Seitenwagen, er prägt das ganze Leben, fliesst in alles hinein. Nun kommt dazu, dass südländische Sportler halt einen anderen Umgang mit der Sichtbarkeit ihrer Religion haben. Da sind die Leute im Norden viel gehemmt. Die Südländer können ihre Emotionen besser zeigen, und so sieht man zwischen durch auch mal einen Spieler, der sich bekruegigt. Aber es macht eigentlich keinen Unterschied, ob ich als Kardinal am Morgen bete, das meine Arbeit gut gelingt, oder ob ein Fussballer sich bekruegigt, bevor er das Spielfeld betritt. Wir gehen nur unterschiedlichen Arbeiten nach.

Weshalb treibt der Mensch Ihrer Meinung nach überhaupt Sport?

Kardinal Koch: Wenn wir uns körperlich betätigen, bekommen wir einen näheren Bezug zu unserem Körper. So wird uns bewusst, dass wir einen Teil der Schöpfung sind. Und das wiederum regt unser Denken an, bis hin zur Frage, was denn eigentlich mit dem Schöpfer ist. Dies ist sicher auch ein Grund, weshalb gewisse Sportler diese explizite Beziehung zum Glauben haben.

ALAN SCHWEINGRUBER